



f.
m



(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von **Ednard Maria Dettinger.**

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindestens 200 Holzschnitten, Kunst- und andern Beilagen.
 Jährlicher Pränumerationspreis: 5 $\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Beiträge frankirt einzusenden an den Redacteur.

Fliegende Blätter.

Von E. M. Dettinger.

(Fortsetzung von Nummer 159.)

Bologna, am 20. September.

Von allen Städten Italiens, die ich bis jetzt habe kennen gelernt, hat Florenz mich am meisten angezogen. Obgleich die Hauptstadt von Toskana das Herz von Italien ist, hat es in seiner Physiognomie und selbst in seinem innern Wesen doch sehr viel Deutsches und vor Allem etwas Gemüthliches, das den Aufenthalt für uns sehr angenehm macht. Der Einheimische lebt hier außerordentlich billig. Junge Künstler, die, angelockt von den Kunstschätzen der Medicäer-Wiege, sich in Florenz angesiedelt, haben mich versichert, daß man hier mit 10 bis 12 Francesconi monatlich ganz comfortable leben kann. Nirgends sind die Theater billiger als hier. Der Eintritt ins Parterre kostet einen Paul (11 Sous). Weit theurer ist die Pergola, wo wir am Abende der ersten Vorstellung der Herbstsaison für eine Loge des ersten Ranges (die Posti-distinti-Sperrsitze waren vergriffen) 50 Pauls haben bezahlen müssen und wofür wir Bellini's Oper „Romeo und Julia“ auf eine Weise haben verbunzen hören, von der man sich in Deutschland keinen Begriff machen kann. Die beiden Sängerinnen legten Arien und Duetts aus andern Opern ein, so daß ich Bellini's Musik kaum wiedererkannt habe.

Von den Spaziergängen haben mir, nach dem Boboligarten, die Cascine am meisten gefallen. Diese Promenade, die vor der Porta di Prato auf einer vom Arno und Mugelone gebildeten Insel liegt, ist ein Juste-milieu von Garten und Park und so angelegt, daß er an einigen Stellen an den Wiener Burstelprater, an anderen an unser Rosenthal erinnert; der schönste Punkt der ganzen Anlage ist der sogenannte Stern, von dessen Centrum acht schnurgerade Alleen auslaufen. Der Großherzog hat hier eine kleine, aber sehr elegant eingerichtete Villa.

Die Straße, die von Florenz nach Bologna führt, hat viel Malerisches. Die Apenninen, die zu beiden Seiten ein fast undurchbrochenes Spalier bilden, leihen diesem Wege viel anziehende Mannigfaltigkeit, doch ist er so steil und für das Fuhrwerk so beschwerlich, daß an manchen Stellen, außer den

vier Pferden, noch zwei bis vier Ochsen vorgespannt werden müssen. Diese Straße scheint eigens für Räuber (früher war sie eine der unsichersten) und für Bettler angelegt. Von der letzteren Klasse giebt es hier mehr als irgend anderswo; ganze Schwärme laufen dem Wagen mit Gewinsel aus allen Tonarten nach.

Mein erstes Geschäft in Bologna war das, mich zu erkundigen, ob Rossini da sei. Die bejahende Antwort war Musik für mein Ohr. Ich nahm also gleich einen Cicerone und ließ mich — es war zwei Uhr Nachmittags — in seine Wohnung führen. Mein Mentor, einer der kostbarsten Schwäger der ganzen Christenheit, erhielt durch den trockenen Ernst, womit er seine Blague in mein Ohr regnen ließ, etwas ungemein Komisches. Er trug eine in allen Farben schillernde Perücke und vorsündfluthliche Nankin-Beinkleider, die eine halbe Elle zu kurz waren; desto länger schien mir seine Zunge, die, ein wahres *perpetuum mobile*, keinen Augenblick still stand. — Sind Sie Franzose? fragte er mich in einem Jargon, der halb italienisch, halb französisch war. Ich begnügte mich, ihn durch ein lakonisches Nein abzufertigen. — Spanier? fragte er weiter. — No. — Portugiese? — Niente. — Inglese? — Ich schüttelte den Kopf. — Tedesco? — Mein abermaliges Kopfschütteln brachte ihn in Verzweiflung. Er ging einen Augenblick lang nachsinnend neben mir her, pfröpfelte ein paar leise, unverständliche Worte vor sich hin und begann dann von Neuem, mich mit Fragen zu bestürmen. — Russe? — Non. — Polacco? — Pas du tout! — Schwede? — Ich schüttelte den Kopf. Nun war ihm der Swirn seiner Fragen ausgegangen und er stand wie ein abgehefter Dedip, mit geöffneten Augen und stierem Blick vor mir. — Americano? rief er plötzlich. — Wie oben. — Da glitt ein Anflug inneren Grimmes über seine Lippen; er sah mich wüthend an, spreizte beide Arme aus und rief: »*Mai, corpo di Madonna?*« — Ich erbarmte mich seiner Neugier und gab ihm die Antwort: »*Jo sono Tauchanese*« Auf seine Frage, welchem Welttheile meine Vaterstadt angehöre, erklärte ich ihm, daß Taucha die Hauptstadt des Königreichs Cochinchina und mindestens zehn Mal größer als Bologna sei. Er riß die Augen auf und wunderte sich. — Kennen Sie den Maestro Rossini? fragte er weiter. — Ich nickte mit dem Kopfe. — Seit wann? — Seit fünfzehn Jahren. — Ich, sagte mein Begleiter, kenne ihn seit neununddreißig Jahren und habe ihm damals, als er beim Vater Mattei Musik studirt hatte, mehr als hundert Mal kleine Geldvorschüsse machen müssen, denn Maestro Gioachimo war arm, sehr arm und ich war reich, sehr reich. *Mais non è più tempo che Berta filava; dux dio della musica* ist jetzt Millionär und ich, ich bin ärmer als eine Kirchenmaus. — Gewiß, sagte ich, ist der Maestro der Dienste, die Sie ihm in seiner Jugendzeit erwiesen, eingedenk und dankbar. — Dankbar? wiederholte der Schwäger mit grimmigem Blick, dankbar? Dies Wort steht nicht in seinem Lexikon. *Rossini è un ingrato, un avaro, un miserable.* Ich lächelte ungläubig; er aber fixirte mich mit Entrüstung und setzte hinzu: Rossini ist ein Geizhals, der sich lieber die Zunge abbeißt, als einem armen Teufel zehn Bajocchi schenkt. Er scharrt Geld auf Geld zusammen und läßt es verschimmeln und verrotten in festverschlossenen Kisten und Kästen. An der Stelle des Herzens sitzt bei ihm ein mit gordischen Knoten geschnürter Geldsack. Und wenn er mit Hilfe eines Scudo zehn arme Seelen aus dem Fegefeuer befreien könnte, er würde es bleiben lassen. — Sie übertreiben, sagte ich. — Fragen Sie ganz Bologna. Ein Bettler, der von ihm ein Mal Almosen erhalten hat, ist seltener als ein schwarzer Schwan

und ein weißer Kabe. — Was aber macht er in Bologna? — Er gähnt auf seinem Lorbeer. — Und seine geschiedene Frau, Signora Colbrand? — Sie liegt auf ihrem kleinen Landgute, fünf Meilen von hier, auf dem Sterbebett. — Und der Maestro bekümmert sich nicht um sie? — Mein Führer zuckte die Achseln und schwieg einen Augenblick; dann zeigte er mit dem Daumen der linken Hand auf ein uns gegenüber liegendes Haus und sagte: In diesem Hause, Nummer 83, wohnt Madame Pellicier. — Pellicier? Wer ist diese Dame? — Der gute Mann sah mich mit höchst mitleidiger Miene an und sagte: Man sieht, daß Sie von Cochinchina kommen, denn wenn Sie Europäer wären, so müßten Sie wissen, daß Signora Pellicier die Amorosa Rossini's ist. — Jung? fragte ich. — Gewesen! fügte er mit lakonischem Ernste hinzu; jetzt wird sie nicht viel jünger als unser Geizbals sein. — Hat sie Vermögen? — Welche Frage! Rossini liebt sie, folglich muß sie reich, sehr reich sein. — Und ist sie eben so großmüthig als er? — Wo möglich noch geiziger! — Und was machen beide Leutchen mit ihrem vielen Gelde? — Frage eines Cochinchinesen! Sie legen es auf Zinsen. — Und kennen sie sich schon lange? — Seit fünfzehn Jahren. — Und lieben sie sich wirklich? — Ungeheuer! Einer wartet auf den Tod des Andern, um ihn zu beerben. Hier, Signor, wohnt der „Schwan von Pesaro“.

In derselben Straße, in der Strada S. Stefano, in dem Hause 101, fast gegenüber von Madame Pellicier, bewohnt Rossini nicht etwa sein eigenes Haus, sondern eine Chambre garnie bei seinem Freunde Gabussi, einem in Italien früher nicht unbeliebten Opern-Componisten. Wenn man die schöne, breite, mit steinernen Statuen geschmückte Treppe erstiegen hat, steht man vor einer Thür, auf der ein weißes Blatt Papier mit der Aufschrift „Cav. Rossini“ aufgeklebt ist. Mein Cicerone klingelte erst *piano*, dann *forte* und *fortissimo*; die Thür aber blieb verschlossen. Der Cavaliere scheint nicht zu Hause zu sein, meinte mein Mentor. — Klingeln Sie noch ein Mal; vielleicht öffnet uns der Diener. — Diener? Rossini hat keinen Diener; der Signor Cavaliere bedient sich selbst. — Wie, gar keine Dienerschaft? — Rossini hat nichts weiter als einen Koch, der zugleich sein Sekretär und Kutscher ist. — Mein ungläubiges Lächeln empörte ihn. — Sie scheinen mir nicht zu glauben. Fragen Sie ganz Bologna, ob ich lüge. Auch diesen Diener, den er sich aus Paris mitgebracht, hätte er längst zu allen Teufeln geschickt, wenn er nicht ein ganz excellenter Koch wäre. — Wo aber finden wir ihn nun? — Den Koch? fragte mich der *vieux blagueur*. — Seinen Herrn. — Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben? — Bis morgen früh! — Dann laufen wir so lange herum, bis wir ihn auf der Straße finden. Von zwei bis vier Uhr pflegt er unter den Arcaden, am häufigsten und liebsten hier in der Strada S. Stefano, beim Teatro del Corso, auf- und abzugeben. — Und um Bier? — Pflegt er zu einem seiner Freunde, bald da, bald dort, aufs Land zu fahren, um ein Mittagbrot zu ersparen. — Sie lügen! rief ich ihm zu. — Fragen Sie ganz Bologna, sagte er wieder, der Maestro ist hier wie ein bunter Hund bekannt; es giebt keinen Straßenzungen, kein altes und kein junges Weib in unserer guten Stadt Bologna, die nicht den Ulysses der Penelope-Pellicier kennen. — Früher besaß er ein eigenes Haus. — Er hat es für 18,000 Piafter verkauft. — Zeigen Sie mir's. — Er führte mich hin.

Das frühere Wohnhaus Rossini's liegt auf dem Corso, der schönsten Straße der Stadt, und bildet die Ecke der Piazzola de' Reprosetti (Nr. 243). Es hat zwei goldene Inschriften; die eine lautet: „*Obloquitur numeris*

septem discrimina vocum inter adoratum lauri nemus;“ die andere: „Non domo dominus, sed dominus domo“, klingt schon viel anmaßender.

Von hier führte mich mein alter Schwäger nach einem Kaffeehause, in dem er den Cavaliere zu treffen hoffte. Unterweges machte er jeden Augenblick Halt und fragte bald Diesen, bald Jenen: »Habt Ihr Gioachimo gesehen?« Alle schüttelten den Kopf und gingen weiter. Im Vorübergehen zeigte er mir den Torre Asinelli, den höchsten Thurm, über dessen Scheitel sieben Jahrhunderte spurlos vorübergerauscht sind. Auch er ist ursprünglich schief gebaut und weicht fast fünf Fuß von dem Senkrechten ab. Ueber dem Eingange des Thurmes prangt das Wappen von Bologna: ein Schild, auf dem ein gewichtiges Wort: libertas! steht. Er zeigte mit dem Finger hin, schnitt ein Paar höchst drollige Grimassen, rief: »Fablette, Fablette!« (Fabel, nichts als Fabel) und zog dann weiter, um mir den Fischmarkt zu zeigen, den Rossini an sich gekauft und höchst vortheilhaft verpachtet hat. Dann kehrten wir wieder nach der Stephansstraße zurück und zogen im Café Napoletano, das Rossini täglich besucht, Erkundigungen ein, ob Jemand von den Gästen ihn gesehen habe. — Er muß bald kommen, sagten Alle, denn um vier Uhr hat er seinen Wagen bestellt, um aufs Land zu fahren. Er speist heute beim Marchese Marescalchi, setzte ein Zeitungsleser hinzu. Wie merkwürdig und wie charakteristisch! Bologna, wegen der Wohlthätigkeit seiner Bevölkerung la grassa genannt, Bologna, das fette Bologna, eine große Stadt von 70,000 Einwohnern, weiß, wo Rossini heute Mittag speisen wird. Ist das nicht Beweis genug, welches Interesse er erregt, noch jetzt, obgleich seine Muse seit fünfzehn Jahren am Lorbeer „Wilhelm Tell“ kaut, sich die Zähne stoßert und sich durch nichts, ja nicht einmal durch Geld, aus ihrem Nichtsthun, aus ihrem Schlaraffenleben aufrütteln läßt.

Mein Führer schleppte mich auf die Piazza maggiore, um mir den öffentlichen Springbrunnen, den riesengroßen Neptun zu zeigen, zu dem Giovanni da Bologna über zwanzigtausend Pfund verbraucht, ein Meisterwerk, das der guten Stadt Bologna siebzigtausend Goldthaler gekostet hat. Dann mußte ich nolens volens die Sanct Petroniuskirche ansehen, ein leider unvollendetes Bauwerk des vierzehnten Jahrhunderts, das nach dem ursprünglichen Plane seines Schöpfers, Antonio Vinzenzo, an Pracht und Größe alle Kirchen Italiens überbieten sollte; aus Mangel an Geld aber ist der Ausbau seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aufgegeben worden. Diese Kirche ist es, die einst eine der prächtigsten Krönungen eines der größten Beherrscher dieser Erde sah: in diesen Mauern wurde Kaiser Carl V. durch Papst Clemens VII. gekrönt, ein interessantes Faktum, das ich vergebens in Försters „Handbuch“ gesucht. In dieser Kirche befindet sich auch einer der längsten Meridiane von Italien, ein Vermächtniß des berühmten Astronomen Cassini. In der sogenannten Scala della Fabbrica zeigt man eine vom Grafen Pepoli meisterhaft gearbeitete Büste der Propezia de Rossi, einer Künstlerin, die den größten Theil ihres Nachruhms einer unglücklichen Liebe zu danken hat, deren Anfang und Ende, deren Himmel und Hölle ich ein anderes Mal meinem freundlichen Leser erzählen will, da mir auf der Reise nur eine Viertelstunde zum Aufzeichnen des Gesehenen übrig bleibt.

Doch zurück zu Rossini. Ein Blick auf meine Uhr ließ mich wahrnehmen, daß es schon halb Vier war; wir eilten nach der Stephansstraße und nach des Maestro's Wohnung zurück, fanden Letztere aber noch immer verschlossen. Als wir die Treppe hinabstiegen und uns unter den Arkaden der

Straße befanden, vernahmen wir das Rollen eines Wagens. Mein Führer legte seine linke Hand an die Stirn, faßte die noch ziemlich weit entfernte Equipage scharf ins schielende Auge und rief dann: Das ist er! — Rossini? fragte ich voller Freude. — Nein, sein Wagen, antwortete der Schwäger; nun aber kann er nicht lange mehr bleiben.

Einen Augenblick später hielt eine elegante, mit dunkelrothem Sammet ausgeschlagene Halbchaise mit zwei wohlgenährten Braunen vor dem Hause Nummer 101. Mein Cicerone näherte sich den stampfenden Rossen, streichelte sie und fragte den Automedon, der in einer Person drei Diener, Sekretär, Koch und Kutscher, vereinigt, ob sein Patrono, der Cavaliere, wohl noch lange ausbleiben werde. Der dreifache Diener sah auf seine einfache Uhr und sagte: In längstens zehn Minuten muß er kommen.

„Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht hin“, fiel mir ein und pfeifend trällernd vor Ungeduld ging ich, wie eine Schildwache, an meinem Posten auf und ab, und dachte hin und her, und es fiel mir — hier in Bologna, vor der Wohnung Rossini's — die Gewissensfrage ein, warum ich als Communalgardist stets mit dem linken Fuße zuerst ausschreiten muß und warum ich nie mit dem rechten Fuße ausschreiten darf. Sobald ich nach Leipzig zurückkehre, werde ich den liebenswürdigsten aller Feldwebel zu mir bitten lassen, um mir von ihm über diese höchst wichtige Frage die bestmögliche Auskunft, *ex ungue leonem*, zu verschaffen.

Mitten im tiefsten Nachdenken über den geheimnißvollen Grund dieses militairischen Gebrauches wurde ich von meinem Führer aufgestört.

— Ecco! rief er und zeigte auf einen Mann, der an der Seite eines andern einhergegangen oder, richtiger gesagt, einhergeschneckt kam.

— Er ist's, er ist's! sang ich wie jene treu-naive Agathe in dem Augenblick, wo sie ihren beispießlos geliebten Max erwartet; „er ist's, er ist's, die Flagge der Liebe mag wehen“, wollte ich eben hinzusetzen und mein seidenes Schnupftuch ziehen, um dem Kommenden „aus der Tannen Mitte“ Grüße glühender Liebe vorauszuschicken, da aber machte ich die Bemerkung, daß mir Jemand bereits zuborgekommen war, um mich von der Last meines Taschentuches menschenfreundlich zu befreien. Das Tuch war verloren, Rossini aber war gefunden!!!

Ich lief ihm entgegen ... mehr ängstlich als verwundert blieb er stehen, als ich, dicht vor ihm, meinen Hut zog und ihn fragte, ob er sich meiner noch erinnere?

— No, Signor, lautete die eiskalte Antwort.

— Vor fünfzehn Jahren, fuhr ich fort, hatte ich in Paris die Ehre, fast täglich in Ihrer Gesellschaft zu sein. Sie überhäufte mich damals mit Freundlichkeiten.

Er sann nach und schüttelte den Kopf.

— Damals war ich der glückliche Ueberbringer einer Depesche der Signora S. aus München, die ...

— Ah, nun fällt's mir ein. Sie brachten mir ...

— Die Nachricht ihrer Verheirathung und ...

— Und ein von ihrer Hand gesticktes Käppchen? Nicht wahr?

— Ganz recht, Cavaliere.

— Und Ihr Name?

Ich nannte mich.

— Ah, rief er, Sie haben mich zum Helden eines Romans gemacht.

Ich wußte nicht, ob ich Ja oder Nein sagen sollte.

— O leugnen Sie nicht; ich habe mir Ihren Namen wohl gemerkt.

— Und darf ich fragen, ob Sie den Roman gelesen haben?

— Ich kenne nur Auszüge daraus, die ich in der „Revue des deux mondes“, von Herrn Henri Blaze, gelesen; doch hat die Tochter des Signor Bosco, der ich hier Unterricht im Gesang gebe, mir viel von Ihnen und Ihrem Buche über mich erzählt. Teufel, Sie haben Ihren Lesern viel blauen Dunst vorgemacht und Ihnen Manches erzählt ...

— Was vielleicht wahrer ist, als Sie sich selbst gestehen wollen ...

— Passons la dessus. Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?

— Bis morgen früh.

— So schnell wollen Sie unser hübsches Bologna verlassen?

— Kam ich doch nur darum hieher, um Sie zu sehen ...

— Ich habe leider eine Einladung aufs Land angenommen und muß bald fort ...

— Lassen Sie sich ja nicht abhalten, Cavaliere, sagte ich und wollte fort.

— Halt, so war es nicht gemeint, sagte er und faßte mich beim Rockknopf ... ein halbes Stündchen kann ich wohl noch mit Ihnen verplaudern; kommen Sie, kommen Sie, fuhr er fort, häkelte sich in meinen Arm und führte mich in seine Wohnung.

Auf diesen vierzig bis fünfzig Schritten lächelten ihn rechts und links die Augen der vorübergehenden Damen an; er aber schien für das Feuer dieser Blicke, für die Süßigkeit dieses Lächelns so ganz und gar abgestumpft, daß er nicht die geringste Notiz davon nahm. Ich betrachtete ihn und fand, daß er seit fünfzehn Jahren mehr gealtert, als mancher Mann in dreißig. Von dem einst schönen, höchst interessanten Manne ist nichts übrig geblieben, als ein welker Stamm mit grauen Haaren; die einst blendend weißen Zähne sind gelb, der einst braune Teint faßl geworden. Auch die Toilette schien vernachlässigt: er trug einen alten weißen Filzbut, einen breiten, schlotternden Sommer-Paletot von schwarzem Serge de Brie mit dunkelrother Seide gefüttert, ein Paar weite, ebenfalls schlotternde und nicht allzureine Hantinghosen und ein spanisches Rohr; sein Gang war schlaff und fast trippelnd. Oben an der Thür seiner Wohnung angelangt, zog er aus der Seitentasche seines Paletots ein ziemlich dickes ledernes Etui hervor, in dem er vier bis fünf große schwere Schlüssel mit sich herum trug, wie sein alter Doctor Bartolo, den ich in dem Augenblick, als er seine zwiefach gesperrte Thür aufschloß, lebhaftig vor mir zu sehen glaubte.

Aus dem dunkeln Vorzimmer trat ich in einen ziemlich eleganten Salon, in dessen Mitte ein Klavier stand, auf Sopha und Stühlen lagen Noten umher; an den Wänden hingen ein Paar schwarz eingerahmte Kupferstiche, von denen der eine den ehemaligen Impresario Domenico Barbaja, der andere den *ci-devant* gefeierten Tenoristen David vorstellt. Ueber dem Sopha hing ein großes Delbild, das allem Anscheine nach Rossini erinnern soll, daß Madame Pellicier in ihrer Jugend außerordentlich schön gewesen ist. — In ihren hostienweißen Händen hält sie eins der berühmtesten Gesangsstücke Rossini's, Tancredi's Arie „di tanti palpiti“.

Er bat mich, Platz zu nehmen. Dann setzte er sich zu mir und fragte:

— Was giebt's Neues in Ihrem Deutschland?

— Man trägt sich dort seit Jahren mit dem Märchen herum, daß Sie

eine neue Oper, „Jeanne d'Arc“, geschrieben haben, die aber erst nach Ihrem Tode aufgeführt werden soll. Ist das wahr?

— Ja, mein Freund, die vollständige Partitur ruht seit drei Jahren in meinem Pulte.

— Und aus welchem Grunde wollen Sie Ihren Verehrern den Genuß Ihres Werkes so lange entziehen?

— Weil ich hoffe, daß die Welt einem Todten gegenüber gerechter sein wird, als dem Lebenden. Meine Zeit, ich weiß es, ist vorüber. Der jetzige Geschmack huldigt andern Götzen, mit denen mein geringes Talent nicht in die Schranken zu treten wagt. Apropos, was macht mein Freund, *il celebre Signor Meyerbeer*?

— Sein „Robert der Teufel“ und seine „Hugenotten“ gefallen jetzt noch mehr als früher, und es herrscht nur eine Stimme, daß Beide zwei großartige Meisterwerke sind, die ihm und uns — denn Meyerbeer ist ein Deutscher — zum höchsten Ruhme gereichen.

Rossini zog seine Uhr und fragte:

— Was aber sagen Sie zu seiner neuen Oper, dem „Nachtlager“?

— „Feldlager“, meinen Sie. Das Ganze ist eine Gelegenheitsmusik, die im Ganzen weit weniger angesprochen hat; einen nicht geringen Theil der Schuld trägt das schlechte Textbuch!

— Ja, ja, das sagt man. Aber die allerneueste Oper: der „Prophet“, der „Prophet“.

— Er ruht seit drei Jahren in seinem Pulte.

— Glauben Sie das wirklich? Ich, Signor, glaube, daß dieser „Prophet“, nach welchem sich die große Oper in Paris wie das Volk Israels in der Wüste nach dem Mannaregen sehnt, bloß eine Chimäre wie „Bertrams Gold“, d. h. noch gar nicht angefangen ist.

— Und was verleitet Sie zu diesem Glauben?

— Mein berühmter Freund Meyerbeer pflegt sich nicht gern zu übereilen; er braucht zehn, zwölf Jahre zur Geburt einer neuen Oper.

— Seine „Hugenotten“ sind das Werk von drei Jahren.

— Meine unbedeutende Person schrieb den „Barbier von Sevilla“ in dreizehn Tagen, sagte Rossini und sah wiederum auf seine Uhr.

— Diese Schnelligkeit des Erzeugens ist nicht Jedem gegeben.

— Und doch ist eben diese Gabe eines der Wahrzeichen, wodurch sich das Genie vom Talente unterscheidet. Das Talent grübelt, sinnt, das Genie braucht nicht zu suchen. Doch um von etwas Anderm zu reden. Welcher von den italienischen Componisten ist in Ihrer Heimath jetzt am meisten en vogue?

— Donizetti.

— Donizetti? Und was halten Sie von diesem Mann?

— Ich halte ihn für ein Talent, das durch die Uebereilung, womit es arbeitet, auf Abwege gerathen ist.

— Donizetti ist ein Vielschreiber, ein Schmierer, der unter hundert schlechten Melodien dann und wann auch eine sehr gute und sehr schöne findet... *Voilà tout*. Und Bellini?

— Ist in Italien, wunderbar genug, weit mehr vergessen als in Deutschland. Bei uns haben seine „Norma“, sein „Romeo“ und seine „Nachtwandlerin“ noch immer treue Freunde und glühende Anbeter, in Italien aber wird seine Musik schon *roccoco* gefunden und Niemand will sie mehr hören...

— *Il povero Bellini!* Und doch, mein Freund, hatte dieser Bellini im kleinen Finger seiner Hand mehr Musik, als Donizetti und der ganze Troß seiner Nachahmer im ganzen Leibe. Aber so ist diese Welt. Sie vergißt das keusche Genie und huldigt der frechen Mittelmäßigkeit. Und wer, glauben Sie, ist in Italien von den neuern Componisten jetzt am meisten beliebt?

— Verdi!

— *Errathen, amico,* sagte der Maestro und hatte Mühe, ein spöttisches Lächeln zurückzudrängen. Und wie finden Sie seine Opern?

— Die beste seiner Opern, „*Nabuco*“, kenne ich nicht. Den „*Ernani*“, den ich unlängst in Como und die beiden „*Foscari*“, die ich in der Mailänder Scala gehört, haben mich — aufrichtig gesagt — nur theilweise befriedigt ... ich fand mehr Altes als Neues in seinen Opern.

— Und doch werden sie von den Journalen, und namentlich von den Mailänder Blättern, in dicken Weibrauch eingehüllt. Die Neapolitaner sind freilich weniger galant, als die Lombarden, die sich's als Ehre anrechnen, die Landsleute des celebre Maestro Verdi zu sein; im San Carlo zu Neapel hat seine neueste Arbeit, „*Azire*“, vollständig fiasco gemacht; in Mailand, ich weiß es im Voraus, wird sie furore machen.

— Und welcher von beiden Städten trauen Sie, Signor Cavaliere, ein kompetenteres Urtheil zu?

— Wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich gestehen, daß ich auf Neapels Urtheil mehr als auf das Mailands einen Werth lege. Die Neapolitaner haben Besseres als die guten Mailänder gehört und besitzen einen weit geläuterteren Geschmack. Neapel hat einen Cimarosa, Paesello, Zingarelli, Vaccai gezeugt; wen kann die Lombardei dafür in die Wagschale legen? Donizetti und Verdi! Verdi und Donizetti! *Et voilà tout!*

— Und Mercadante?

— Mein Freund Mercadante ist ein blindes Huhn, das ein einzig gutes Körnchen, den „*Giuramento*“, gefunden hat; alles Uebrige, was er geschrieben, ist leeres Stroh. Doch um wieder auf Herrn Meyerbeer zu kommen. Glauben Sie, daß er Spontini's Platz noch lange wird behaupten können?

— Ich glaube es nicht blos, ich bin es überzeugt ...

— Und doch schreiben hier und da die Journale, daß sich Viele den alten im Lorbeer ergraute Schöpfer der „*Bestalin*“ zurückwünschen.

— Es ist wahr, daß Spontini in Berlin eben so viel glühende Freunde, als tieferbitterte Gegner hat; eben so wahr aber ist auch das, daß Meyerbeer in ganz Berlin vielleicht nicht zehn Feinde hat.

— Wirklich? fragte Rossini mit kaltem Lächeln und sah zum dritten Male auf seine Uhr. Wie diese Zeitungen doch lügen! Ich lese zwar keine von allen, aber ich höre doch dann und wann von Andern, daß Meyerbeer auch manchen bösen Gegner hat.

— Früher hatte sein Talent mit blassem Neide zu kämpfen; jetzt ist es siegreich durchgedrungen und Meyerbeers Ruhm steht jetzt so fest in Deutschland, als der Ibrige in Italien.

In demselben Augenblick klopfte es an der Thür. Rossini rief „*Herein!*“ Da kam ein Bote, der dem Maestro ein kleines Packet frisch angekommener Zeitungen brachte. Der Cavaliere, keinen Augenblick verlegen, warf sie aufs Klavier und sagte: Für meinen Freund und Nachbar, *il Signor Gabussi*.

— Welche von den französischen Zeitungen, fragte ich, ist in Italien die verbreitetste?

— Das „Journal des Débats“; mein Freund Gabussi aber hält die „Presse“, weil sie um die Hälfte billiger ist.

— Und außer dieser Zeitung?

— Hält er nur noch ein kleines Wochenblatt, das hier in Bologna erscheint und mitunter sehr beißend ist. Ich meine das von Gaetano Fiori mit vielem Witz redigirte Journal „Teatri, Letteratura ed Arti“. In der heutigen Nummer — es erscheint jeden Sonnabend — soll, wie einer meiner Kaffeehaus-Bekanntes brühbeiß erzählt hat, ein sehr geistreicher Artikel über Meyerbeer und Donizetti abgedruckt sein. Ich höre ihn allgemein rühmen ... Sie müssen nicht versäumen, ihn zu lesen.

— Ich werde nicht ermangeln ... nun aber will ich Sie nicht länger aufhalten ... Sie sind eingeladen, wie man mir gesagt hat ... Ihr Wagen wartet seit einer Stunde ... erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen verabschiede ...

— Ich gehe mit, sagte Rossini, verschloß zwei Mal die Thür, versenkte das Schlüsselfutteral in die fast bodenlose Tiefe seines Paletots, häkelte sich wieder in meinen Arm und führte mich die Treppe hinab.

Vor der Thür blieb er stehen und fragte mich: Sie reisen also wirklich ...

— Morgen früh um Sechs.

— Dann kann ich Sie leider nicht mehr sprechen und muß Ihnen also Adieu sagen. Buon viaggio, sprach er mit dem freundlichsten Lächeln und drückte mir die Hand mit großer Herzlichkeit.

Ich geleitete ihn bis zum Wagen und hob ihn hinein.

— Kommen Sie bald einmal nach Berlin? fragte er.

— Ich denke, im nächsten Carneval dort zu sein.

— O dann vergessen Sie nicht, meinen lieben Freund Meyerbeer von mir zu grüßen. Felicissima viaggio! sagte er und warf mir einen Kuffinger zu. Villa Marescalchi! rief er dem kochenden Kutscher und kutschirenden Koche zu.

Der Wagen flog blitzschnell von dannen. Ich sah ihm lange, lange nach und war betrübt, daß Rossini sich im Aeußern und Innern so ganz und gar verändert hatte. 1830 ein lebenswürdiger Almaviva — 1845 ein alter zäher Bartolo! Sic transit gloria!

Gleich darauf begab ich mich ins Café Napoletano, um die heutige Nummer des von Rossini so sehr gepriesenen Wochenblatts zu lesen. Der erste Artikel enthielt eine ziemlich plumpe Satyre, die ihre giftigen Pfeile auf den Nimbus Meyerbeers abschloß und nebenher auch Donizetti und Batel, den Direktor der italienischen Oper in Paris, durch die Hechel zog. Das, was mich im ganzen Aufsage am meisten überraschte, war die Stelle, worin gesagt wird, daß Meyerbeers „Propheet“ bloß eine Chimäre wie „Bertrams Gold“ zu sein scheint. Mort de ma vie, das waren Rossini's Worte. Hat er diese Worte bloß gelesen oder selbst geschrieben?

Gegen Abend besuchte ich den Campo santo, einen der großartigsten Kirchhöfe von ganz Italien. Unter der Masse von Grabmälern fand ich auch die Ruhestätte der einst — zur Zeit Ludwigs XV. — in Frankreich vergötterten Sängerin Teresa Giorgio und nicht weit von ihr das Grabmal des einst von ganz Europa gefeierten Balletmeisters Salvatore Bigano. In einer Rotunde, in der die Büsten aller todten Notabilitäten Bologna's aufgestellt sind, prangt auch die Statue des Pater Mattei, des Lehrers Rossini's.

Als es zu dunkeln begann, kehrte ich in die Stadt zurück. Im Gasthose machte ich die Bekanntschaft eines hier ansässigen Franzosen, von dem ich, als das Gespräch auf meinen Besuch bei Rossini kam, die Auskunft erhielt, daß der Artikel im heutigen Wochenblatt wahrscheinlich vom Maestro selber sei; denn so viel ist gewiß, daß Rossini einer der fleißigsten Mitarbeiter ist und daß von ihm die größere Hälfte der sarkastischen Einfälle herrührt, womit das Journal dann und wann überfüllt ist.

— Aber weiß denn Niemand den Grund, fragte ich den Franzosen, warum Rossini gerade in dem todten, langweiligen Bologna lebt?

— Die ganze Stadt hat Arcaden . . . vielleicht lebt der Geizhals nur darum in Bologna, weil er einen Regenschirm erspart.

Wir plauderten und lachten bis Eilf; dann begab ich mich auf mein Zimmer, um diese Skizze hinzuwerfen. Dank dem Himmel, daß ich's überstanden habe; denn ich bin müde und schläfrig.

Morgen Mittag bin ich in Ferrara.

Chargen.

I.



Der gefasste Demagog.

Freie Phantasie über das schöne Lied:

„In meinem Schloßchen ist's gar fein,
Komm, Ritter, lehre bei mir ein!“

II.



Ein Particulier, der aus dem Bankerott eines kleinen Fürsten weiter nichts als ein Hemd und eine Schlafmütze gerettet.

III.



Ein Mann, welcher den Vortheil hat, daß ihm nicht mehr die Haare zu Berge stehen können.

Zapfenstreich.

Alexandria. Der Vicekönig hat Befehl zum Bau einer Dampffregatte von 400 Pferdekraft gegeben, um damit jährlich Seereisen zu machen und, der Reihe nach, die Häfen von Triest, Venedig, Neapel, Livorno und Genua zu besuchen.

Algier. Der hierher gesandte schwedische Offizier Rosen, welcher seit einem Jahre alle Feldzüge mitgemacht, ist mit allen militärischen Ehrenbezeugungen bestattet worden. Als er starb, lagen das Hauptmannspatent aus seinem Vaterlande und das Kreuz der Ehrenlegion aus Frankreich für ihn bereit.

Athen. Nach mehrfachen Anstrengungen ist es endlich gelungen, im Piräus die Falschmünzer-Gesellschaft aufzuheben, die seit längerer Zeit ihren Unfug ausgeübt.

Barcelona. In der Stunde, wo die Bekanntmachung erging, daß die dreizehn der verhafteten und überführten Raubgenossen erschossen werden sollten, erschienen mehrere andere Räuber in der Wohnung des reichen Banquiers Fontanilla, raubten dessen Sohn und entführten denselben in das Gebirge, von wo aus sie für ihn ein Lösegeld von 100,000 Goldpiastern (150,000 Thaler) verlangten, widrigenfalls sie den jungen Fontanilla erschießen würden.

Berlin. Die Beilage der „Spener'schen Zeitung“ vom 11. October enthält folgenden dringenden Aufruf an die Einwohner Berlins: »Ihr, die Ihr hinter dem Ofen hockt und im warmen Schlafpelz keine Idee von den schrecklichen Gefahren habt, die Einem beim Reisen in ferne Länder begegnen, lest doch gefälligst in der „Bos'schen Zeitung“ Kellstabs „Reisen nach Helgoland &c.“ Man wird unwillkürlich von einem heiligen Schauer ergriffen, wenn man liest, welche Stürme dieser Mann auf der Elbe bestanden (welcher Fluß durch stellenweise Seichtheit den Schiffen zuweilen höchst gefährlich wird), wie er vor drei Jahren eine kalte Nacht auf dem Deck im Freien (gräßlich! gräßlich!) zugebracht &c. &c. — Gilet, stürzet die Denkmäler eines Columbus, von Kokebue, Cook und La Peyrouse um, und lasset uns an geeigneter Stelle einen Obelisk errichten, mit der Inschrift: Kellstab, Helgoland, Weihnachtswanderungen.«

∴ Nach einer neuen statistischen Tabelle ist in runden Zahlen für die Mitte des Jahres 1845 das Religionsverhältniß der preussischen Monarchie dahin angegeben, daß in derselben 9 Mill. 500,000 evangelische Christen, 5 Mill. 900,000 katholische Christen, 2000 griechische Christen, 14,400 Mennoniten, 210,000 Juden und 10 Muhamedaner befindlich sind. In demselben Tableau werden 14 Mill. 200,000 Einwohner des Staates angegeben, welche sich der deutschen und 200,000, welche sich anderer Sprachen bedienen.

Bremen. Am 1. Januar d. J. zählte man hier 218 Schiffe für den Seehandel mit 33,000 Lasten, wozu bis jetzt noch 20 neue hinzugekommen.

Breslau. Ein Theil des schlesischen Adels ist auch in diesem Jahre in Polnisch-Wartenberg zusammengekommen, um sich dem Vergnügen der sogenannten Parforce- oder Heziagd hinzugeben, damit dieses schöne Vergnügen ja nicht ausstirbt. Es ist wahrhaftig eine Sünde und Schande, daß in einem gebildeten Staate noch solche Barbarei stattfindet; in einer Provinz, wo Vereine gegen Thierquälerei besonders im Gange sind und der Adel sich zu den Hochgebildeten und Feinfühlenden rechnet.

∴ In Nummer 179 der „Breslauer Zeitung“ befindet sich ein Artikel über das Verfahren, welches bei politischen Verbrechen auf der Citadelle in Warschau stattfindet. Auf die Denunziation eines Spions macht den ersten Angriff der General-Polizeimeister A — cz. Der Angeschuldigte wird gleich in das polizeiliche Gefängniß im Rathhause gebracht, und nachdem die Untersuchungs-Akten geschlossen worden sind, werden solche an den Fürsten Statthalter abgegeben. Dieser überträgt die weitere Untersuchung der, unter dem Vorsitz des Senators von Storozenko stehenden und aus Gensd'armerie-Offizieren zusammengesetzten Commission, die den Angeschuldigten nunmehr auf die Citadelle bringen läßt. Hier werden nun alle Mittel in Anwendung gebracht, um den Angeschuldigten zum Geständniß zu bringen. Gewöhnlich wird eine solche Untersuchung Jahre lang hingeschleppt, und der Angeschuldigte, der nicht selten ganz unschuldig ist, macht unrichtige Geständnisse, um nur recht bald nach Sibirien oder nach den Bergwerken des Urals zu kommen, die er im Vergleich mit seinen täglichen Leiden als ein Paradies ansehen muß! Nachdem diese Untersuchung geschlossen ist, werden die Akten dem Fürsten Statthalter übergeben, der sie demnächst an das Kriegsgericht überweist. Dieses Gericht ist aus lauter Offizieren zusammengesetzt. Das ganze Verfahren bleibt ein Geheimniß, der Angeschuldigte erhält keinen Bertheidiger, er wird nicht vorgeladet und mit seiner Bertheidigung nicht gehört. Kurz, es wird nur nach Lage der polizeilichen Untersuchungs-Akten erkannt.

Brüssel. Einer der achtbarsten Männer Belgiens, Dr. Feignaux, ist gestorben. Bei seinem Begräbnisse sah man in der Reihe vieler achtbaren Männer mehrere polnische Flüchtlinge.

Der König der Franzosen hat dem Direktor der Antwerpener Akademie, Herrn Wappers, Auftrag gegeben, die Einnahme der Insel Rhodus durch die Türken unter Soliman dem Prächtigen im Jahre 1522 zu malen.

Coblenz. Zum Bau des neuen Assisensaales hat der König die Summe von 16,000 Thalern angewiesen.

Cöln. Aus Paris zurückkehrende Deutsche erzählen, Heinrich Heine sei auf dem einen Auge fast gänzlich erblindet, jedoch sein Geist immer noch rege.

Constantinopel. Die Kaufmannschaft von Smyrna hat im Verein mit einem großen Theil der dortigen Bürgerschaft eine Adresse an den Sultan dem Divan übergeben lassen, worin sie auf die Entfernung des bisherigen Civil-Gouverneurs, Achmed, und seine Ersetzung durch einen vernünftigeren Staatsmann anträgt, da auch ihm namentlich die große Ausbreitung des letzten Brandes zur Last falle. Die Adresse bittet auch um zehnjährige Befreiung der Stadt von der Kopfsteuer, um die fortwährende Befreiung der Spritzenleute von derselben und ein besonderes Handels-Privilegium für die Stadt, damit sie sich wieder von ihrem traurigen Schicksale erhole. (Spän. Zeit.)

Dublin. Der Heringfang an der Westküste ist diesmal so ergiebig, daß man nicht genug Salz herbeischaffen kann.

Düsseldorf. Die rheinischen Maler Kretschmer, Osterwald und Wegelin sind vom König beauftragt worden, die Feste und Festlokale der jüngsten frohen Tage am Rhein zu malen.

Freiburg. Herr Stehle, der Redakteur der „Oberrheinischen Zeitung“, ist von der römisch-katholischen zur christkatholischen Kirche übergetreten.

Genf. Für unsere Stadt sind drei Zweigbahnen von großen französischen und sardinischen Eisenbahnlinien in Aussicht.

Göttingen. Aermals ist der Unsitte des Duells ein Opfer gefallen. In unserer Nachbarstadt Einbeck gerieth der dortige Advokat Dr. Bussenius, ein mehr als 50jähriger Mann, mit dem Lieutenant von Einsingen, wegen ziemlich unbedeutender Veranlassung, in Zwiespalt, welcher ein Pistolenduell hervorrief, an dessen Folgen der Dr. Bussenius nach vielen Schmerzen gestorben ist.

Greenwich. Allgemeine Bewunderung erregt hier die Dampffregatte, welche für den König von Preußen gebaut wird. Sie ist ganz von Eisen und wird wenigstens 1000 Tonnen Last tragen.

Hamburg. Mosens Schauspiel „Ein Sohn des Fürsten“, welches eine Episode aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte behandelt, ist auf dem Stadttheater mit vielem Beifall in Scene gegangen.

Karlsruhe. Professor Welcker in Heidelberg, Literat W. Schulz in Zürich und Buchhändler A. Knittel sind in Folge der Beschwerde der großherzogl. hessischen Regierung und auf die Klage des Staatsanwalts „wegen der durch die Presse verübten Schmähung und Beleidigung der großherzoglich hessischen Regierung“ in der Schrift „Geheime Inquisition etc.“ auf den 24. October d. J. zur Voruntersuchung auf das hiesige Stadtamt vorgeladen worden, da dasselbe erkannt hat, es sei Grund zur Verfolgung des angezeigten Verbrechens vorhanden.

Kiel. Bei der Revue der Truppen in Rendsburg kam es zwischen einem Offizier der Linientruppen und einigen Offizieren und Gemeinen der Bürger-Artillerie zu unangenehmen Reibungen, welche natürlich jetzt die Spindel bilden, um welche sich der Faden der Unterhaltung dreht.

Leipzig. Das Verbot des Dettinger'schen „Narren-Almanachs für 1846“, welches zuerst in Preußen erging, hat nun auch in Hannover, Hessen, Braunschweig und Baden Nachahmung gefunden.

Herr Franz Wallner hat in diesen Tagen sein zweites Gastspiel auf hiesiger Bühne aermals mit einem außerordentlichen Erfolg beendet und sich bereits nach Berlin begeben, um daselbst in der Königsstadt einen Gastrollen-Cyclus zu beginnen. Das schon erwähnte literarische Werk dieses verdienstvollen Schauspielers: „Aus dem Tagebuche des alten Komödianten“ ist (über zwanzig Bogen) bei Otto Wigand erschienen. Harmlos und gemüthlich wie auf der Bühne, tritt uns hier Wallner als Schriftsteller entgegen und fordert uns damit diejenige Achtung und Anerkennung auch als Literat ab, die ihm das deutsche Publikum als Schauspieler zu Theil werden läßt.

London. Der Graf von Spencer ist im 64sten Jahre seines Alters gestorben und die „Morning-Chronicle“ hat den Nekrolog des Grafen mit einem Trauerrande umgeben. Er war bis zu dem 1834 erfolgten Tode seines Vaters ein thätiges Mitglied des Unterhauses. Unter des Herzogs von Portland kurzer Verwaltung war er einer der jüngern Schatzamts-Lords, ging nach Wellingtons Rücktritt, im Jahre 1830, zu der Grey'schen Verwaltung über, wo er die wichtige Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer einnahm, welche er auch noch unter dem Melbourne'schen Ministerium beibehielt. Er war bis zu seinem Tode Mitglied des Geheimen Rathes und sein Bruder Friedrich folgt ihm in seinen Titeln und Würden.

∴ Der Herzog von Cleveland muß ein abgefagter Feind von Eisenbahnen sein, denn er hat nicht nur seinen Pächtern Befehl gegeben, das Aufnehmen von Eisenbahnplänen in seinen Besitzungen zu hintertreiben, sondern ihnen auch das Beherbergen der Eisenbahn-Ingenieure auf das Strengste untersagt.

∴ Der Ober-Commandant des Invalidenhauses von Chelsea hat die Absicht, zu Ehren des Herrn Thiers bei dessen Anwesenheit eine große Revue über das Veteranen-Corps zu halten. Es hat bereits eine außerordentliche Vertheilung von künstlichen Armen, Beinen, Augen u. s. w. stattgefunden, um dieses militärische Schauspiel noch interessanter zu machen.

∴ Zu Canton brach, wie der „Friend of China“ berichtet, in einem Theater Feuer aus, bei welchem durch das Gedränge der Massen auf dem Plaze und sonst 1257 Personen umkamen; die Zahl der Verwundeten wird auf 2000 angegeben.

∴ Der bekannte Tanzcomponist Julien gab hier ein Riesenconcert im Freien, wobei das Orchester über 300 Mann stark war und die Zahl der Zuhörer sich über 10,000 belief.

Luzern. Nachdem schon früher einige Dienstboten des Leu'schen Hauses erklärt, daß Leu einen Selbstmord verübt, geht jetzt die Sage, daß die Frau des Unglücklichen unverhohlen bekannt: ihr Mann habe sich selbst erschossen. Die Wuth für den Götzendienst des Jesuitenberufers fängt demnach an zu erkalten und mehrere, als des Mordes Verdächtige, sind deshalb wieder entlassen worden.

Raumburg a. d. S. »Ist kein Censor da?« rufen die Raumburger an der Saale. Da aber weder unter den Linden, noch am Jacobsthore, auf dem Bürgergarten oder am Holzmarke eine bejahende Stimme ertönt, so sind (Bivat hoch!) die Raumburger ohne Censor und sehen sich genöthigt, alle Blätter nach Merseburg zu schicken, welche Stadt einen Raben in ihrem Wappen führt.

New-York. Der Schauspieler Kean und dessen Gattin haben ihr Gastspiel auf hiesigem Theater unter großem Beifall beendet und sind Beide nach Philadelphia abgereist.

Nordhausen. In der katholischen Nikolaikirche verwaltet ein Jude das Amt eines Klingelbeutelträgers und ein Katholik trägt bei Leichen der Protestanten und Juden den Trauerstab voran. (Abermals ein Beweis von dem trefflichen Geiste des Nordhäufers.)

Paris. Das neueste Heft der „Revue des deux Mondes“ enthält einen 44 Seiten langen Artikel über die politische Lage Deutschlands im Jahre 1845. Er ist von St. René-Taillandier und wird drei Abschnitte bilden, von denen der erste: „Geschichte der religiösen Bewegung nach amtlichen Dokumenten und Schriften“ vorliegt. »Es ist Zeit, sagt der Verfasser, daß auch wir die religiöse Bewegung jenseits des Rheins prüfen und deren Wichtigkeit hervorheben. Hätten wir dies früher gethan, so würden wir uns der Gefahr ausgesetzt haben, Manches zu übersehen und den dortigen Ereignissen nicht die ihnen gebührende Wichtigkeit beizulegen. Die Schwäche der beiden Männer, die sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt, die Leerheit ihrer Ideen, der vollständige Mangel ihrer Anschauung und Lehre, kurz, um Alles zu sagen, der lächerliche Charakter und alltägliche Erfolg ihres Auftretens: Alles dieses hätte uns sicher getäuscht. Wir würden wahrscheinlich nichts weiter, als einen Knabenhaften Versuch zur Aufreizung in einer so wichtigen Revolution erblickt haben. Nein, es handelt sich gar nicht mehr um Ronge und Czarski; der Kaplan von Laurahütte und der Pfarrer von Schneidemühl sind längst verschwunden. Was etwa noch Wichtiges von ihnen übrig, ist der Name, unter dem sich in den verschiedenartigsten Richtungen hin die geistige Bewegung ausbreitet. Die Lage der Dinge ist mit Schwierigkeiten übersät; und übten die beiden Genannten auf dieselbe wirklich den Einfluß, den man ihnen beilegt, so geschah dies nur deshalb, weil sie die Geisteszerrissenheit nackt vor die Welt setzten, welche die religiösen Gemeinschaften Deutschlands noch lange unterwühlten dürfte.« Herr Taillandier beginnt nun seine lange und spezielle Darstellung der prinzipiellen Kämpfe Deutschlands und findet für deren gütliche Lösung kein anderes Mittel als die Verleihung einer Verfassung für Preußen. Man muß (sagt er am Schlusse) dem unaufhaltsam losgebrochenen Strome ein Bett anweisen, und hierfür giebt es nur ein Mittel: das ist die Constitution Preußens.

∴ Da sich vielfach erwiesen, daß der Aufenthalt in Algier den Brustkranken außerordentlich heilsam ist, so hat der Kriegsminister eine wissenschaftliche Commission mit Beantwortung der Frage beauftragt: ob es rathsam sein dürfte, in Algier ein Hospital für brustkranke Militärs anzulegen.

∴ Der Plan, Dünkirchen gegenüber, in Andinkerke, einen großen Seehafen anzulegen, ist bereits wiederum aufgegeben worden.

∴ Die Akademie der schönen Künste hat unter Halévy's Vorsitz ihre Jahresitzung gehalten und ihre Preise vertheilt.

∴ Der bei dem kürzlich entdeckten Stempelbetrug betheiligte Buchdrucker Langelevy in Calais ist verhaftet worden. Nach der „Epoque“ nimmt die Untersuchung wegen des Stempelbetruges einen sehr ernsthaften Charakter an und es sind bereits gegen sieben in der Zeitungswelt berühmte Personen Verhaftungsbefehle erlassen worden.

∴ Mehr als je ist, trotz aller Aufsicht, der Fall vorgekommen, daß man Kinderleichen auf den Gräbern ausgestellt findet, da die Kosten sich ungemein hoch belaufen, denn in Paris kostet jedes Begräbniß (des Erwachsenen wie des kleinsten Kindes) 50 Frs. (13 Thlr. 10 Sgr.).

∴ Die vierzig Jesuitenväter und Novizen in St. Acheul haben nun auch ihr Stiftsgebäude in der Stille verlassen.

∴ Bei Macquet ist von einem Herrn Dabay eine „Geschichte der menschlichen Metamorphosen und Monstrositäten“ erschienen, wozu wahrscheinlich die Anwesenheit des sogenannten Generals Tom Thumb Veranlassung gegeben. Das Büchlein enthält Notizen über Zwerge Riesen, Satire, bucklige Weiber, lebende Skelette, wilde und feuerfeste, wiederkäuende und Amphibien-Menschen, Vielfresser, Wehrwölfe u. s. w.

∴ Die riesenhafte „Epoque“ tritt mit großem Glanz und Lärmen auf. Die Austräger des Blattes haben eine reiche Uniform, dreifarbigte Fahnen und bringen auch einzelne Nummern in die Häuser, die man mit drei Sous bezahlt. Die gedruckten und gemalten Ankündigungen bedecken alle Straßenecken. In den Theatern werden in den Zwischenakten die Ankündigungen des Blattes in eleganten Brochüren von den Gallerien herab auf das Publikum gestreut.

∴ Ein junger schwedischer Rechtsgelehrter, der in Paris seine Studien machen wollte, fiel gleich am Tage seiner Ankunft einigen Gaunern in die Hände, die ihn um seine ganze Habe und Baarschaft, im Werthe von 3000 Francs, betrogen. Der Jünger der Themis wird mit seinen Studien zufrieden sein.

∴ Der Akademiker und gelehrte juristische Schriftsteller Berriat St. Prix ist im 77sten Lebensjahre gestorben.

∴ Der dramatische Schriftsteller, Gefängniß-Inspektor von Paville de Mirmont, ist, 63 Jahre alt, gestorben.

∴ In Bitry le Francais wird zu einer Metallstatue für Royer Collard gesammelt.

Prag. Unsere Eisenbahn, welche seit dem 1. September eröffnet, erntet nicht das beste Lob, da man bis nach Wien statt der versprochenen 15 Stunden 24 bis 36 gebraucht. Desters müssen die Reisenden in den Zwischenstationen 8 bis 10 Stunden lang auf Weiterbeförderung warten und schon mehrmals ist der Fall vorgekommen, daß Leute, die mit dem Dampfswagen eine Landparthie gemacht, Abends auf dem Leiterwagen zurückkamen, weil der Nachmittagstrain in der Zwischenstation statt Nachmittags 4 Uhr, erst den andern Morgen um 9 Uhr eintraf. Um einem längstgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, soll daher jezt bei jedem Train ein Omnibus sammt Pferden mitgenommen werden, um die Passagiere nicht auf offener Landstraße sitzen zu lassen, wenn die Locomotive eine Kunstpause macht oder sonst eine Konfusion entsteht.

∴ Der Doctor der Theologie und Philosophie, Abt des Prämonstratenser-Chorherrenstifts, J. Zeidler, ist zum hiesigen Universitäts-Rektor für das nächste Universitätsjahr ernannt worden.

Stuttgart. Das „Morgenblatt“ veröffentlicht einen Brief, den August Wilhelm von Schlegel im Jahre 1806 aus Genf an Friedrich de la Motte Fouqué geschrieben und worin folgende Stelle zu lesen: »Woher kommt denn Schillers großer Ruhm und seine Popularität anders, als daher, daß er sein ganzes Leben hindurch (etwa die romantische Frage der Jungfrau von Orleans und die tragische Frage der Braut von Messina ausgenommen, welche deswegen auch nicht die geringste Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erschüttert, er mochte es nun per las aut nefas habhaft werden. Der Irrthum des Publikums lag nicht in der Wirkung selbst, sondern in der Unbekanntschaft mit Schillers Vorbildern, und der Unfähigkeit, das verknüpfte Gewebe seiner Composition zu entwirren. — Sein „Wilhelm Tell“ hat mich fast mit ihm ausgesöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich sagen, mehr Johannes Müller als sich selbst zu danken hat.« (Daraus lernen wir Schlegel als Reidhammel kennen.)

Weimar. Am 5. October starb hieselbst der großherzogliche Ober-Baudirektor Goudron.

Weglar. In einem Pistolenduell, welches zwischen dem Jägerlieutenant außer Dienst, von Negri, und dem Lieutenant R. stattfand, erhielt Ersterer einen Schuß in die Brust. Bereits niedergesunken, erhob er sich noch ein Mal und schoß seinem Gegner den Arm entzwei. In der darauf folgenden Nacht ist Herr von Negri unter den größten Schmerzen verschieden.

Wien. Nachdem in neuerer Zeit die Bankbillets der Nationalbank vielfache Fälschungen erfahren und vorzüglich Noten im Betrage von 100 Gulden in Umlauf gesetzt wurden, ist es, wie die „Grenzboten“ schreiben, einem jungen Pharmaceuten, Namens Reisser, gelungen, eine chemische Farbe zu bereiten und ein Papier herzustellen, die mit dem besten Erfolge zur Erzeugung der Banknoten verwendet werden können, ohne der Gefahr der Nachahmung in dem Grade ausgesetzt zu sein, wie dies bisher der Fall gewesen. Reissers Erfindung besteht namentlich in der Farbe, deren Geheimniß er allein besitzt, und welche allein ohne Schaden auf das Banknotenpapier aufgetragen werden kann, indeß jede anders zubereitete Farbe auf diesem Papier durchschlägt und ausfranset, wodurch natürlich jede Verfälschung unmöglich gemacht würde. Der Bankgouverneur, Baron Lederer, hat dem Erfinder die angesprochene Belohnung einer Jahrespension von 3000 Gulden auf Lebenszeit unbedenklich zugeagt.

∴ Im künstlerischen Leben machen die neuen Frescogemälde Aufsehen, mit denen Kuppelwieser, Führich und Schulz die neue Kirche in der Jägerzeil verzieren.

∴ Staudigl, der vor einigen Tagen wieder hier angekommen, wird nächstens im Theater an der Wien auftreten. Pokorny hat ihm eine Gage von 10,000 Gulden C. M. zugesichert, für welche Summe er nur einige Male monatlich singen wird.

∴ Der bekannte Componist und Claviervirtuose Hieronymus Payer starb zu Weidling im 58sten Jahre seines Alters.

Zürich. Professor Hasse hat den Ruf nach Jena ausgeschlagen.

∴ Freiligrath wird in den nächsten Tagen von Rapperswyl in die Nähe von Zürich ziehen.

Geschwind, was giebt's Altes?

— Aus Herrmanns Conrings Schriften ersehen wir, daß der erste botanische Garten zu Padua im Jahre 1540 auf Kosten der Republik Venedig eröffnet wurde. Dann folgten Pisa, Rom, Bologna und bald auch die benachbarten Reiche; in Frankreich zuerst Montpellier und lange nachher Paris; in England Oxford, in Schottland Edinburgh. In Deutschland war zu Altorf der erste botanische Garten, der hernach in Jena, Leipzig u. s. w. nachgeahmt wurde. In Holland war der zu Leyden berühmt.

— Jean Bodin vergleicht in einem seiner Werke, welches zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts erschien, die verschiedenen Stände eines Staates mit den Saiten eines Instrumentes. Die Saite der Geistlichkeit, sagt er, ist am behutsamsten zu berühren; auf die Saite des Volkes wird der Bogen am stärksten gedrückt.

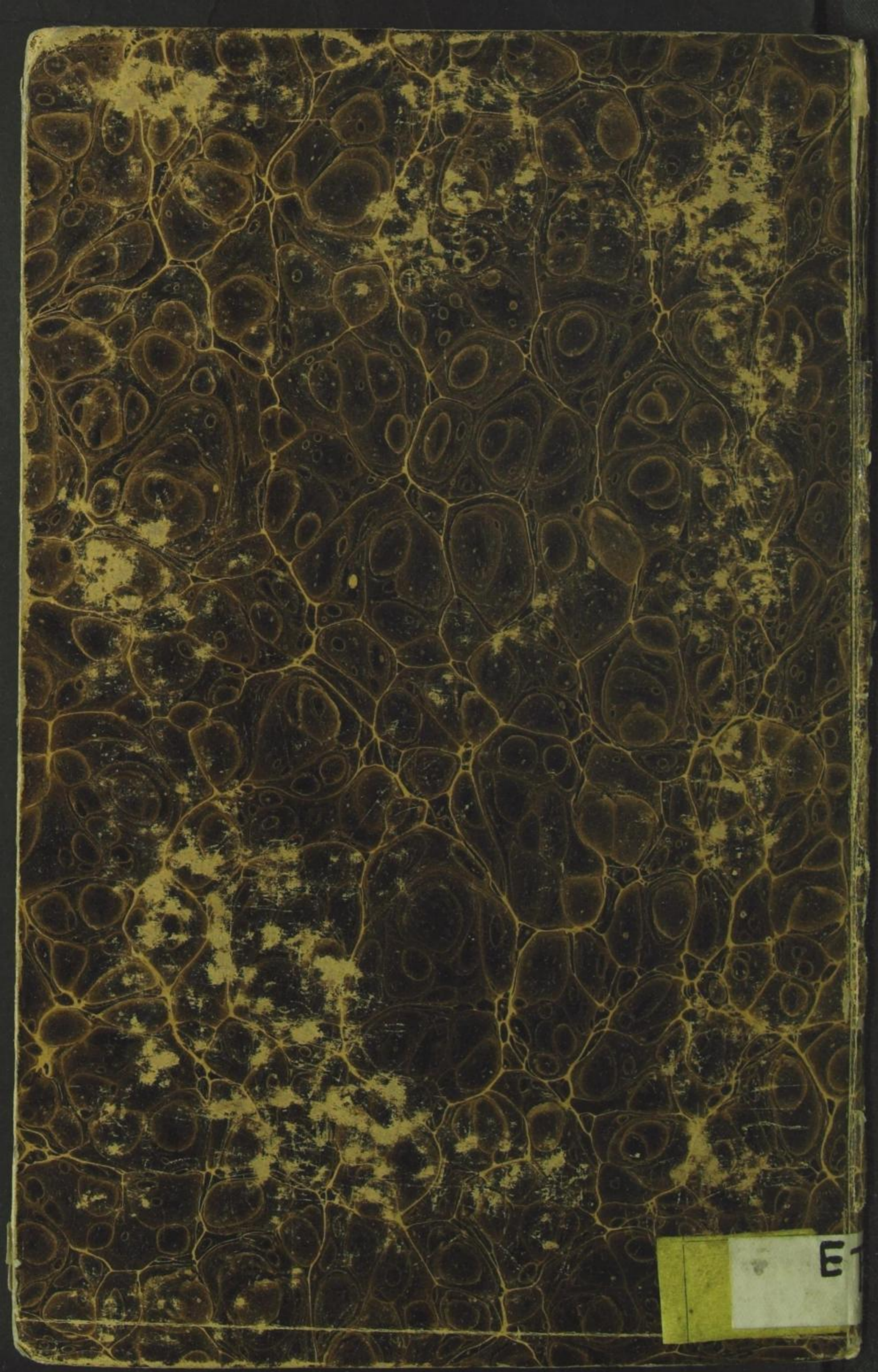
— Nach dem Astronomen Bouguer müßten 300,000 Vollmonde am Himmel stehen, um so hell zu scheinen, als an heitern Sommertagen die Sonne.

— Nie hat es wohl einen so unterrichteten Geschichtsschreiber gegeben, als einen gewissen O'Flacharty, der eine Chronologie von Irland geliefert. Dieser Mann weiß ganz bestimmt, daß vierzig Tage vor der Sündfluth, am 15ten des Monats, und zwar an einem Sonnabend, drei Männer mit fünfzig Weibern nach Irland kamen, um es zu bevölkern, allein die Sündfluth machte einen Strich durch die Rechnung. Hingegen landeten 312 Jahre nach der Sündfluth, am 14ten des Monats, und zwar an einem Dienstage, ein Mann mit seiner Frau und drei verheiratheten Söhnen, um eine neue Colonie zu gründen. Der Mann hieß Partholan.

— Wenn Chevreau in seiner Weltgeschichte die Größe der Stadt Rom beweisen will, so erzählt er, daß Heliogabalus durch seine Sklaven alle Spinnweben in ganz Rom sammeln ließ und daß sie 10,000 Pfund wogen.

— Wie groß in früherer Zeit die Verehrung der Aerzte für Galen war, möge sich daraus ergeben, daß ein Professor zu Padua, Alexander Messaria, ohne Umstände erklärte, daß er lieber mit Galen irren, als mit einem Andern die Wahrheit finden wolle, wenn auch seine Patienten darüber sterben müßten.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.



3